

der augusteischen Zeit“, „Die Autobiographie Ovids“, „Dichter in Rom“, „Ovid und Augustus“ sowie „Heimat und Exil: Sulmo, Rom, Tomis“. Kap. II umfasst die Aspekte „Nachfolge griechischer Dichtung“, „Ovids Amores und die römische Liebedichtung“ und „Gattungen im Kreuzfeuer“. Kap. III stellt eine individualisierende Würdigung aller Werke Ovids dar (*Amores*, *Heroides*, *Medicamina*, *Ars amatoria*, *Remedia amoris*, *Metamorphosen*, *Fasti*, *Ibis*, *Tristien*, *Epistulae ex Ponto* sowie *Medea*, *Halieutica* und andere verlorene oder unechte Werke). Kap. IV beinhaltet u. a. die Aspekte „Literarische Rollen“, „Dichtung als Spiel“, „Rhetorik“, „Komposition“, Kap. V stellt ein buntes Kaleidoskop unterschiedlicher Perspektiven auf Ovids Werk dar, u. a. zu den Aspekten „Götter“, „Körperkonzepte“, „Männlich, weiblich“, „Geschichte und Gesellschaft“ oder „Stadt und Land“. Kap. VI widmet sich in fünf nach den Anfangsbuchstaben des Alphabets benannten Einheiten (A, B, C, D, E) verschiedenen Aspekten der Ovidrezeption („Allgemeine Aspekte“, „Erotische Dichtung, Heroides, Exildichtung“, „Metamorphosen“, „Einzelmythen und Mythengruppen“ und „Ovid-Europa-Moderne“). Weiterführende Literaturangaben finden sich am Ende jedes Einzelbeitrags, ein Personen- und Werkregister sowie ein Sachregister einschließlich mythischer Figuren beschließen einen Band, der in seiner Grundidee ein wenig an Goethes bekanntes Wort aus dem Vorspiel des „Faust“ erinnert: „Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen.“ Ganz offenkundig ist der Versuch unternommen, der Vielschichtigkeit und Komplexität des nie ganz fassbaren Phänomens Ovid mit einer Fülle rundum in unterschiedlicher Breite, Tiefe und Höhe aufgestellter Jagdnetze beizukommen; dazu trägt auch das

im Vorwort geschilderte Anliegen bei, „viele engagierte NachwuchswissenschaftlerInnen, zum Teil noch im Doktoranden- oder Studierendenstatus, einzubeziehen und das Handbuch mit ihren Perspektiven zu bereichern.“ (VIII). Nur exemplarisch seien in diesem Zusammenhang auf die drei Buchbeiträge über die *Fasti* des Mitherausgebers C. Badura verwiesen, in denen als Keim angelegt ist, was zu seiner 2022 erschienenen Dissertation „Ovids *Fasti* und das kulturelle Wissen des römischen Kalenders“ herangereift ist.

Ein nützliches Kompendium für das Studium ist das Handbuch allein schon durch seine umfassenden und unter dem Blickwinkel aktueller Forschungsperspektiven verfassten Überblicksartikel über die einzelnen Werke Ovids. Aber auch andere Interessenten werden zahlreiche neue Einblicke und Anregungen gewinnen – neben anderem ganz gewiss im üppigen und im besten Sinne des Wortes bunten Rezeptionsteil, der fast die Hälfte aller Beiträge ausmacht.

Das Handbuch wird gewiss seinen Weg in Universitäts- und Gymnasialbibliotheken finden, und so sei hier organisch der Fortgang des oben zitierten Goethe-Worts angeschlossen: „Und jeder geht zufrieden aus dem Haus.“

MICHAEL LOBE

Stachon, M. (2021): *Sueton, De poetis. Text, Übersetzung und Kommentar zu den erhaltenen Viten nebst begründeten Mutmaßungen zu den verlorenen Kapiteln*, Heidelberg, Winter, 580 S., EUR 98,00 (ISBN 978-3-8253-4852-6).

Markus Stachons (St.) kommentierte und von einer Übersetzung begleitete Edition der suetonischen Sammlung *De poetis*, dem aus heutiger Sicht wahrscheinlich interessantesten Abschnitt aus dem übergeordneten Werk *De*

*viris illustribus*, bestätigt keines der Vorurteile, die man gemeinhin einer Habilitationsschrift (in diesem Falle: Rheinische Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn 2019) gegenüber zu hegen gewohnt ist. Zwar greift der Verfasser auf zahlreiche eigene Vorarbeiten – darunter seine Dissertation zu den Vergil- und Ovid-pseudepigraphen aus dem Jahr 2014 – zurück, doch wird keineswegs ein voraussetzungsreiches Spezialthema dargeboten, sondern ein für jeden an der lateinischen Literatur und Literaturgeschichte Interessierten faszinierender, stets gründliche Belesenheit, aber kaum einmal forschersche Innovation verratender Ausflug in die biographistische Textinterpretation der Antike unternommen.

Aufgrund des Umstandes, dass die hier vorgestellte Edition und Rekonstruktion des zum allergrößten Teil nicht auf uns gekommenen Werkes *De poetis* durch St. im Folgenden jedem Leser – vielleicht tatsächlich noch am ehesten mit Ausnahme absoluter Sueton-Spezialisten, die einen entscheidenden Erkenntniszuwachs möglicherweise vermissen könnten – wärmstens ans Herz gelegt werden soll, sei an dieser Stelle zunächst einmal auf die beiden wesentlichen Schwächen von St.s Buch verwiesen:

Zum einen ist die Herstellung eines kritischen Textes erkennbar nicht St.s Steckenpferd, um einmal die zuweilen etwas saloppe Diktion des Verfassers aufzunehmen, wenn dieser etwa bekennt, an textkritisch problematischen Stellen „einen aus den überzeugendsten dazu bislang vorgebrachten Konjekturen zusammengeflickten Lesetext hergestellt“ zu haben (26). Tatsächlich ist die durchweg praktizierte Methode, manche – offenbar nach dem Zufallsprinzip, also der jeweiligen Zugänglichkeit – ausgewählte Handschriften

selbst einzusehen und sich für die restlichen auf ältere Ausgaben zu verlassen (vgl. etwa 36, 46, 58, 68), nicht an sich verwerflich; allerdings scheint St. sich tatsächlich nicht in dem zu erwartenden Maße selbst etwa durch eigene Konjekturen um die Herstellung des Textes verdient gemacht zu haben.

Immerhin greift St. aktiv in die Diskussion um die Echtheit einzelner Partien insbesondere der Vergilvita ein (vgl. etwa den Apparat S. 50); insbesondere ist ihm aber zugute zu halten, dass sein Kommentar die wichtigsten textkritischen Fragen in aller Regel eingehend behandelt. So wird beispielsweise die schwierige Stelle im 5. Kapitel der Persius-Vita ausführlich erörtert, wobei St. den Leser die Genese des heute der *communis opinio* entsprechenden Textes Schritt für Schritt nachvollziehen lässt (281-284). Auch die bereits angesprochene Stelle, an der St. zwei Kapitel der Vergilvita athetiert, findet eine detaillierte und übersichtliche Darstellung im Kommentar, in deren Rahmen St. seine Textherstellung überzeugend begründen kann (153-156).

Wesentlich schwerer wiegt für die meisten Leser aber vermutlich der recht unübersichtliche Aufbau von St.s Ausgabe. Lediglich das erste einleitende Kapitel kann von dieser Kritik ausgenommen werden, da hier mit Hieronymus und Donat zunächst einmal die wesentlichen Überlieferungsträger der Fragmente aus Suetons *De poetis* vorgestellt werden, bevor St. die Schrift in Suetons Werkbiographie einordnet, zentrale Gattungsfragen anschnidet und sich dann wieder der komplexen Überlieferungsgeschichte zuwendet, um schließlich die beiden Teile seiner eigenen Edition vorzustellen.

Und tatsächlich beginnt hier das entscheidende Problem: Lediglich sechs Dichterviten

sind – in aller Regel zu Beginn kommentierter spätantiker Ausgaben der Werke – mehr oder minder vollständig bzw. teilweise auch durch Interpolationen etwa Donats kontaminiert überliefert, in allen anderen Fällen lässt sich aufgrund der Einträge in der Chronik des Hieronymus lediglich auf die Existenz einer suetonischen Biographie zu dem entsprechenden Poeten schließen. Zusätzlich ist allerdings bei Isidor von Sevilla eine Passage überliefert, aus der die *praefationes* zu den beiden Teilen von *De poetis* (Teil 1: Epiker, Lyriker, Elegiker, Teil 2: Tragödien-, Komödien-, Satirendichter) rekonstruiert werden können. Nichts wäre also naheliegender, als in einer Edition trotz der Heterogenität der einzelnen rekonstruierten Viten etwas herzustellen, das den Aufbau des Gesamtwerkes zumindest ansatzweise abbildet.

Die Art und Weise, in der St. das Material allerdings tatsächlich präsentiert, ist an Unübersichtlichkeit kaum zu überbieten. Zwar ist die Unterteilung einer solchen Ausgabe in einen Text- und einen Kommentarteil allgemeiner Usus – und bei einem halbwegs zusammenhängenden Ausgangstext mag dieses Vorgehen auch die einzig sinnvolle Aufteilung sein. Im vorliegenden Falle aber hätte alleine schon das Aufbrechen dieser Regel und die Versetzung der jeweiligen Kommentare, mit deren Hilfe zumindest aus den Testimonien, die für den weit überwiegenden Teil von *De poetis* eine überlieferte Biographie ersetzen müssen, überhaupt erst eine Art Narrativ hergestellt werden kann, hinter den jeweiligen Text dem Leser viel Blättern durch den umfangreichen Band ersparen können. Weshalb die beiden *praefationes* als Gipfel dieser Unsitte im Textteil jeweils ihre Abteilung von *De poetis* eröffnen (306f. bzw. 343-345), im Kommentarteil aber

*en bloc* abgehandelt werden (379-392), wird wohl für immer St.s Geheimnis bleiben.

Dass die erhaltenen Viten aus der Rekonstruktion der Gesamtschrift ausgegliedert und vor derselben mit einem (natürlich ebenfalls angehängten) Zeilenkommentar behandelt werden, ist dagegen zunächst einmal nachvollziehbar, wenn auch letztlich einer Wiederherstellung des Gesamtwerks nicht eben förderlich, zumal St. selbst zuweilen auf Interferenzen zwischen den einzelnen Dichterbiographien verweist (vgl. z. B. 245), ohne dass daraus ein Eindruck von der die einzelnen Viten übergreifenden Arbeitsweise Suetons entstünde. Wenn St. schließlich die freilich nur fragmentarisch, aber eben letztlich doch in derselben Form wie diejenigen des Terenz, Vergil, Horaz, Lucan und Persius überlieferte Tibullvita nicht im Rahmen der zunächst angeführten erhaltenen (36-73), sondern unter den erschlossenen Dichterbiographien anführt (338f.), ist dieses Verfahren schließlich kaum anders denn als inkonsequent zu bezeichnen.

Die beiden angeführten Kritikpunkte sollen dennoch nicht darüber hinwegtäuschen, dass es sich bei der vorliegenden Ausgabe und Rekonstruktion von *De poetis* um einen wertvollen Ersatz für das größtenteils verlorene Werk Suetons handelt. Die erhaltenen Texte werden sinnvoll gegliedert (vgl. etwa die stichhaltige Begründung von St.s Einteilung der Lucanvita in zehn Kapitel S. 242f.) und im Falle der Persiusvita in Anlehnung an das von Sueton gewöhnlich verwendete Schema durch zahlreiche Umstellungen erst aus der verderbten Überlieferung hergestellt (vgl. 264-267), die Übersetzungen sind abgesehen von ganz wenigen Stellen (so wurde S. 40f. etwa die Ortsangabe *in Puteolano* nicht mit übersetzt)

zuverlässig und der Kommentar lässt in aller Regel kaum Wünsche offen.

Dabei passt St. seine Arbeitsweise jeweils dem Gegenstand an: Im Kommentar der Terenzvita informiert er zunächst über „den Autor und die Quellen“ (75f.), erläutert zum ersten Abschnitt, wie es auf der Grundlage des *cognomen Afer* zu der „Geschichte vom freigelassenen afrikanischen Sklaven“ gekommen sein mag (7), stellt Suetons Manier der Gegenüberstellung voneinander abweichender Meinungen in seinen Quellen vor (79), ordnet die in der Vita gegebenen Informationen in eine Werkübersicht des Terenz ein (82), diskutiert die textkritisch wie interpretatorisch umstrittene Bewertung der *Hecyra* durch den von Sueton angeführten Volcacius (83f.), erläutert eine wahrscheinliche Lücke in der überlieferten Vita (86) ebenso wie die Entstehung von für das Werk Suetons typischen Anekdoten (90) oder die Herausdeutung eines bereits den Generationen vor Sueton nicht mehr bekannten plausiblen Äußeren des Terenz aus dessen vermeintlicher afrikanischer Abstammung (95), bevor abschließend noch die Zuschreibung eines zentralen Rezeptionsdokumentes an Cicero oder Caesar diskutiert wird (100-103) und die angehängten Erweiterungen des Donat, die St. nur im Apparat (allerdings ebenfalls mit Übersetzung) abdruckt (44f.), ebenfalls eine eingehende Kommentierung finden.

Dass das Interesse St.s deutlich stärker den rekonstruierten Inhalten als dem Autor Sueton gilt, zeigt sich besonders deutlich bei der Präsentation der erschlossenen Kapitel (s. u.); die Vergilvita wird dagegen nicht nur mit einem ausführlichen Kapitel zur „Verfasserfrage“ eingeleitet (109-112), St. kündigt vielmehr auch „einen Anhang zu [s]einem Kommentar

eines jeden Sinnabschnitts“ an, in dem er die „Forschungstexte, in denen Zweifel an der suetonischen Autorschaft bestimmter Stellen geäußert werden“, zu diskutieren verspricht (112), was er dann auch so getreulich einhält, dass sich der Satz „Gegen diesen Paragraphen sind keine Einwände hinsichtlich suetonischer Autorschaft vorgebracht worden“ (117) an den entsprechenden Stellen (130, 138, 159, 164, 170, 175, 186, 204) sinngemäß wiederholt findet. Umgekehrt sind die (zahlreichen) verbleibenden Stellen, an denen man versucht hat, Sueton Passagen aus der Vergilvita abzuspüren, tatsächlich gründlich diskutiert; wie St. dabei argumentiert, mag folgende Bewertung der Prodigien vor Vergils Geburt veranschaulichen: „Die Tatsache, dass die ganze Geschichte, ihr Erzählaufbau sowie ihre mögliche Entstehungsgeschichte, wie ich oben ausgeführt habe, in sich schlüssig sind, spricht zudem dagegen, hier mehrere Hände am Werk zu sehen“ (121).

Eher von inhaltlichen Erwägungen geprägt sind auch die ausführlichen Erläuterungen zum Beginn der Werkschau, der vornehmlich die heute in der *Appendix Vergiliana* gesammelten Texte betrifft (147-156), wobei St. schließlich zur umgekehrten Einschätzung wie im gerade angeführten Beispiel kommt: „Alle Ergänzungen – das Beispiel und die Deutung des Ballista-Epigramms, die Untertitel des Catalepton, die Inhaltsangabe des *Culex*, die zugefügten Stücke – sind der Beserwisserei eines oder mehrerer Bearbeiter der Vita zuzuschreiben“ (156). Ein wenig erheitert wirkt es, wenn St. den Abschnitt zum berühmten Bärenvergleich mit den Worten: „Eines vorweg: Es ist falsch, dass Bärinnen unförmige Fleischstücke gebären und sie durch Lecken in Form bringen. Trotzdem findet sich diese Legende seit Aristoteles immer wieder in

der antiken Literatur“ (162) eröffnet, die folgenden Erläuterungen zur Arbeitsweise Vergils sind jedoch durchaus erhellend (vgl. 162-168).

Insbesondere die postume Herausgabe der *Aeneis* durch Varius und Tucca nimmt im Kommentar breiten Raum ein (181-194), bevor St. die letzten Kapitel der Vergilvita, die sich mit der bald einsetzenden Kanonisierung, aber auch mit interessanten Beispielen für die *obtrectatores Vergilii* auseinandersetzen, gewohnt detailliert und kenntnisreich kommentiert (vgl. v. a. 196 und 199f.). Der Kommentar zur Horazvita darf vielleicht als klassischster der fünf präsentierten Kommentare St.s gelten, während diejenigen zur Lucan- und Persiusvita von Erläuterungen zur problematischen Textherstellung geprägt sind. Beispielhaft sei dabei noch auf eine Stelle aus dem 3. Kapitel der Persiusvita verwiesen, an welcher folgender Text überliefert ist: *Pater eum Flaccus pupillum reliquit moriens annorum fere sex*. Wenn St. sich hier letztlich der Konjektur Herrmanns (*sex<aginta>*) anschließt, um einen Text zu erhalten, der „weder von seiner Wortstellung noch vom Inhalt her Anstoß“ erregt (269), zeigen sich noch einmal exemplarisch Stärken und Schwächen seiner textkritischen Arbeit: Die Forschungslage wird ausführlich und kritisch gewürdigt, ein eigenes Bemühen um den Text ist aber kaum zu erkennen (268f.).

Bei der Rekonstruktion der verlorenen Kapitel folgt St. einem denkbar einfachen Prinzip: Da sich alle Testimonien zu einem bestimmten Dichter entweder als potenzielle Quellen oder als potenzielle Rezeptionszeugnisse Suetons definieren lassen, wird schlicht und ergreifend alles, was aus der Antike an biographischen Informationen überliefert ist, angeführt und im Kommentar – in offen-

sichtlicher Nachahmung der suetonischen Arbeitsweise – zu einem plausiblen Narrativ verbunden (vgl. die methodologischen Ausführungen S. 31-34). Dass dieses auf den ersten Blick problematische Vorgehen in der Einleitung folgendermaßen gerechtfertigt wird: „Der Versuch, in den Biographien Geschichte und Fiktion sicher zu trennen, ist nicht nur aussichts-, sondern auch zwecklos! Da man für viele Jahrhunderte diese Geschichten für wahr gehalten hat, sind sie im kulturellen Gedächtnis wahr geworden und als wahr rezipiert worden. Damit hat die historische Fiktion eine längere und gewichtigere Rezeptionsgeschichte als die tatsächlichen Fakten“ (21), sollte der ungelinkten Formulierung zum Trotz nicht vorschnell als pseudowissenschaftliches Feigenblatt für St.s suetonische Freude am Fabulieren abgetan werden.

Denn obgleich St. Sueton nicht selten aus den Augen zu verlieren und in erster Linie an den jeweiligen Dichterleben selbst interessiert zu sein scheint, gelingt ihm der Spagat zwischen der alternativlosen Hingabe an die (einzig verfügbaren) Quellen und der nötigen kritischen Distanz zu denselben in aller Regel meisterhaft: Nach der Lektüre von St.s Kommentarteil etwa zu Ennius, Lukrez, Gallus, Helvius Cinna, Ovid oder Catull, zu Pacuvius, Accius, Plautus, Publilius Syrus oder Lucilius, aber auch zu weniger bekannten Poeten wie Aemilius Macer, Domitius Marsus, Pomponius oder Laberius ist man über die wichtigsten Forschungsfragen der modernen Literaturgeschichte ebenso informiert wie über die Arbeitsweise antiker Biographen und Grammatiker – und man hat gelernt, wie viel von dem heute vermeintlich gesicherten Wissen über einen Autor letztlich auf Quellen zurückgeht, deren unentwirrbare Herstellung



aus Fakten und Fiktionen u.a. eben auch für Suetons Werk so charakteristisch ist.

HEIKO ULLRICH

von Albrecht, Michael (2021): *Sermones. Satiren zur Gegenwart Lateinisch und Deutsch*, hg. von Hans-Joachim Glücklich. Mit Beiträgen von Michael von Albrecht, Hans-Joachim Glücklich und Michael Lobe. Heidelberg, Propylaeum, 158 S., EUR 36,90 – Hardcover-Ausgabe (ISBN 978-3-9629-026-2).

Nach Angabe auf S. 4 ist diese Publikation auf <https://www.propylaeum.de> und direkt unter <https://books.uni-heidelberg.de/propylaeum/reader/download/811/811-29-94555-1-10-20210722.pdf> dauerhaft frei verfügbar (Open Access).

Dieses Werk ist ein absolutes Unicum und verdient, selbst in einer nüchternen Besprechung, einige Superlative. Michael von Albrecht, weltbekannt und geschätzt als hervorragender Klassischer Philologe, Übersetzer und Interpret antiker Literatur, nicht zuletzt auch selbst als Autor lateinischer Gedichte, hat hier in Gemeinschaft mit zwei unserer führenden Fachdidaktikern ein *opus singulare* herausgebracht, dem so leicht kein anderes Buch zu vergleichen ist. Das Buch bietet zehn lateinische „Satiren zur Gegenwart“ (!) im Stil des Horaz, also in Hexametern, zusammen mit einer jeweils gegenüberstehenden deutschen Übersetzung im jambischen Blankvers. Dabei handelt es sich aber nicht etwa um lateinische „Stilübungen“, sondern um poetische Texte, die aus dem heutigen Leben und zugleich aus jahrzehntelanger Erfahrung im Umgang mit römischer Dichtung erwachsen sind. Und was das ganz besondere Alleinstellungsmerkmal dieser Ausgabe ist: Sie ist in Zusammenarbeit mit zwei Lehrern und Hochschullehrern

entstanden ist, die aus langjähriger Unterrichtserfahrung an Schule und Universität die Lateinvoraussetzungen heutiger Schüler/innen, Student/innen und kultur- und literaturgeschichtlich interessierter Leser/innen kennen. Zu Recht bemerkt H.-J. Glücklich am Ende seines Vorworts (9):

„Es ist den Herausgebern eine Ehre und Freude, hier möglichst vielen Lesern einen ganz ungewöhnlichen und damit unvergleichlichen Text vorzulegen. Er ist höchste Kunst (Ars), die durch Schönheit und Klugheit erfreut und belehrt oder weiser macht.“

Es ist nicht leicht, aus der reichhaltigen Fülle der Texte, Ideen, literarischen und geistreichen Anspielungen einzelne Stellen hervorzuheben, und so muss sich diese Besprechung auf einige sachliche Feststellungen beschränken. Die zehn Satiren tragen lateinische und deutsche Überschriften, die allein schon den Bezug zur heutigen gesellschaftlichen Wirklichkeit erkennen lassen: I *De hominum curiositate* (Neugier), II *De alimentis dissipatis* (Lebensmittelvergeudung), III *De canibus* (Hunde), IV *De rerum futurarum scientia* (Zukunftsforschung), V *De aëribus aquis locis* (Umwelt), VI *De nova peste* (Die neue Pest), VII *De armis* (Waffen), VIII *De rerum veritate non neglegenda* (Wahrheit), IX *De senum utilitate* (Nützlichkeit alter Leute) X *De mercium praeconiis* (Reklame).

Greifen wir als Beispiel die sechste Satire, heraus. Thema ist ein Gespräch zwischen Großmutter, Enkelin und Vater über die noch immer aktuelle und bedrohliche Corona-Epidemie. Die Enkelin beginnt den insgesamt 92 Verse umfassenden Sermo mit folgenden Worten zum zeitweiligen Lockdown:

*Dira quies – mirum ! – tota nunc regnat in urbe. / Cuncta silent, vacuisque viis lux aucta refulget.* – Bedrohlich, diese Stille in der Stadt. / Auf leeren Straßen grelles Sonnenlicht.